I. Jahr. Heft 13.

# Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Hugo Neugebauer: Ein sibyllinisches Buch / Arthur von Wallpach: Gott der Einsame / Robert Michel: Der Schmetterling / Walther Lutz: Rosen in den Wind / Ludwig Seifert: Herbsttag / Carl Dallago: Der Altruismus des Todes. — Glossen: Carl Dallago: Ecce poeta / Ludwig von Ficker: Der Antiödipodel. — Karikaturenfolge XIII: Max von Esterle: Dr. Christomannos.

Brenner-Verlag-Innsbruck

# Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

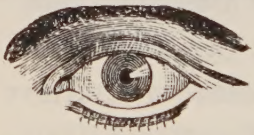
Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.


Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.





Spezial-Institut
für
**Präzisions-Optik und Photographie**
**Illustrierte Preisliste kostenlos!**

## F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

---

## Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

**Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.**

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

**Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.**

# Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Dezember 1910. Heft 13.

## Hugo Neugebauer / Ein sibyllinisches Buch.

(Theodor Däubler: „Das Nordlicht". Florentiner Ausgabe. Bei Georg Müller, München und Leipzig.)

Als man uns in der Schule von den neun Zauberbüchern der kymäischen Sibylla erzählte, von denen sie sechs eigenhändig verbrannt habe und daß dann die drei übrigen später auch verloren gegangen seien, da war wohl keiner unter uns, der diesen Verlust nicht im Stillen bedauert, der nicht heimlich gewünscht hätte, einmal einen Blick in ein solches Buch zu werfen.

Sind wirklich alle neun Bücher spurlos verschwunden? Wer Theodor Däublers dreibändiges Werk „Das Nordlicht" liest, möchte daran zweifeln, der möchte sich gerne einreden: da liegen ja die drei Bücher vor mir, die Tarquinius der Alte mit schwerem Erze aufgewogen hat.

Das Nordlicht! — Wer hat nicht schon von der wundersamen Lichterscheinung um den mitternächtigen Pol der Erde gehört, von der die Gelehrten behaupten, daß sie eine Ausstrahlung der magnetischen Kraft unseres Muttergestirns sei? Als solche spiegelt sie sich wohl auch im geistigen Auge des Dichters ab, aber er legt einen tiefen Sinn in diese Naturerscheinung: ihm ist sie mehr als ein kaltes Ausstrahlen, das wohl das Auge entzückt, den Geist aber im alten Dunkel läßt, ihm ist sie das Leuchtfeuer, das ein gütiger Gott dem Menschengeiste auf der abenteuerlichen Meerfahrt durch die Nacht

der Lebensrätsel als Weiser zum Hafen der Ruhe entzündet hat. Denn ihm ist ja der Erdkern, den er das Nordlicht ausstrahlen läßt, keine unbeseelte Masse glutflüssigen Gesteins, sondern die mystische Gebärmutter alles Lebens, des stofflichen nicht minder denn des geistigen und seelischen. Alles Leben, nicht bloß der Erde, sondern aller Gestirne, ist Eins in dem Glutkern, um den sich in Zeit und Raum die Kruste allmählicher Erkaltung legt. Wie der Leib die Seele, wie die Rinde den Bast und das Mark, wie die Fruchtschale den Fruchtkern, wie endlich der Mutterleib das neugeborene Kind, so umgibt die Starre des erkalteten Gesteins das urglühende Innere unseres Wandelsterns. Im Glutkern der Erde hat alle Lebenskraft ihre Wurzel, ihn ihm steckt der Urtrieb des Daseins, der in Milliarden Lebenstrieben und -formen, leiblichen und seelischen, zum Lichte des Tages emporwächst, um sich im Menschengeiste zur geistigen Einheit zusammenzufassen. Alle pflanzlichen und tierischen Gebilde, die der Mutterleib der Erde gebiert, sind nur Versuche, nur Anläufe zur Bildung des Menschen, der Mensch erst ist der große Wurf der Natur über sich selbst hinaus, über den dunkeln, blind waltenden Trieb zur klar schauenden Erkenntnis des Alls als des Einen im Geiste. — Aber die Erde und ihre Kinder sind nicht freie, selbstherrliche Geschöpfe, sondern folgen dem Gebote der großen Mutter Sonne, die sie gebärend aus sich geschleudert und unters Gesetz der elliptischen Umlaufbahn gebeugt hat. Alles, was auf Erden zum Leben erwacht, wird und steigert sich durch Wurf oder Schwung, der sich elliptisch gekrümmt um den Sonnbrennpunkt des Lebens bewegt: zerspringend schleudert der Beutel den Pollen von sich, im Bogensprunge stürzt sich das Raubtier auf die Beute, der Tanz der Wilden, ihre lebenbejahende Freudengebärde, ist Sprung auf Sprung und das träg abwärts hängende Faultier bejaht als Bild der tatlosen Ruhe sein Gegenbild, die lebenzeugende Wucht des Schleudersprungs. — Die Erde ist also ein Sonnenkind und als solches den Muttergeboten unterworfen, aber diese Gebote sind ihr nicht von der Willkür der Sonne auferlegt, sondern in ihrer eigenen sonnenhaften Natur begründet. Denn die Erde ist wesentlich nicht anders beschaffen

als die Sonne, von der sie ein Teil ist: die Erde befolgt also die Sonnengebote aus eigenem Antriebe, sie ist sonnenfrei und mündig — allerdings nur soweit sie Geist geworden ist, soweit sie die Wesenheit ihres Ichs in der Mutter Sonne und ihren Geschwistern, den übrigen Wandelsternen erkennt. Wo hingegen der Erdtrieb noch nicht frei geworden ist, wo er, statt gemütlich zu erwärmen und geistig zu erleuchten, sich selbst in eigensüchtig dunkler Brunst verzehrt, dort fällt er treulos von der Sonne und damit von sich selbst ab, dort entsteht die Feindschaft der Erdenkinder untereinander mit allen Übeln im Gefolge. Dort entsteht aber auch — die Liebe, die den tiefen Haßriß zwischen Sonne und Erde heilt. Beim Triebabfall vom Sonnengeiste hat sich das Geschlecht gespalten, liebend strebt es wieder Eins zu werden mit sich selbst. In der Umarmung suchen Mann und Weib ihr ureigenes, durch die Geschlechtsspaltung verlorenes Wesen im Umarmten, trachten sich des ganzen Erdkerns und damit der Sonne zu bemächtigen. So werden sie triebhaft sonnengleich, ihr Trieb vergeistigt sich zum Unbewußten, woraus alle Schöpferkraft des Fleisches wie des Geistes fließt: Dionysos versöhnt sich mit Apollon. Nach Liebe strebt aber alles Belebte: Pflanze, Tier und Mensch werden durch Liebe, streben nach Liebe, Sonne, Geistigkeit. Durch die Liebe führt die Erde sich selbst zur Sonne zurück, liebend sühnt sie den Abfall von der Sonne durch die Leiden des Lebens: aus Liebe wird Leben, Leben aber ist Leiden an der Schicksalsrinde, am Sterben. Denn was ist die starre Erdrinde mit all ihren Lebenstrieben anders als Absterben, Erkalten? Mit dem Erdpanzer rüstet sich die Triebtochter Erde zum Aufruhr gegen die Geistmutter Sonne. Wenn die Liebe nicht wäre, wäre Tod überall. Aber die Liebe ist, es ist ein geisterstrebender, sonnensüchtiger Erdkern voller Sonnenliebe, dunkel, brünstig, aber schwanger mit noch ungewordenem Geiste. Durch den kalten Erdpanzer schlägt das glühende Tochterherz der Mutter entgegen. Zum Kampfe hat sie sich gerüstet, aber es ist ein Kampf um Liebe, um Vereinigung im Geiste. Schon ist in der Fleischesbrunst der Erdgebilde ein Vorgeschmack der Geistesluft über dem Tode, eine Witterung von des Fleisches Auferstehung im Geiste.

Aber das wird nicht eher sein als alles Fleisch sich ausgelebt hat. Darum ist die Enthaltsamkeit verwerflich, weil sie den Trieb zurücktreibt und dadurch das Weltwerk verzögert. Der Erdtrieb ist mystisch gut, weil er ein Liebestrieb zur Sonne, zum Lichte ist, und darum ist ihn hemmen Sünde, nicht ihm folgen: die Natur reift den Geist, nicht der Geist sich selbst. Wir müssen die Vergeistigung abwarten und dem guten Triebe willfahren, dem lichten Sonngebote im dunkeln Erdbrunstkern, der durchs Fleisch zum Geiste hinaufwächst, durchs Gesetz des Todesschicksals in die Freiheit des schicksallosen Lebens hinein.

*

Wir haben nun den Ariadnefaden gefaßt, an dem wir uns durch das Labyrinth der großen Dichtung tasten können. Es ist wirklich ein Labyrinth, das sich vor uns auftut mit mehr als einem Minotaur und noch ganz andern Ungeheuern, die Zaghaften mit drohenden Geberden den Weg verlegen, ein Gewirr von Irrgängen, worin das Dunkel tief verschleierter Weltgeheimnisse nachtet.

In Venedig lauscht der Dichter dem Rauschen der verstümmelten Eichenwälder, die den Steinleib der alternden Nereide tragen. Vor seinem Auge feiert das verkalkte Baumleben eine geistige Urständ in den Blätter- und Blütengeweben der Säulen und Bogen und über den Abendschatten einer großen geschichtlichen Vergangenheit hinweg spannt die ewige Gegenwart der Natur ihre sonnenleuchtenden Goldnetze. Venedig versinkt in einer gespenstervollen Walpurgisnacht und Rom, die siebenzackige Weltenkrone, taucht auf. Vor uns erhebt sich der Petersdom in Versen, die etwas von der massigen Wucht der Steinquadern in sich haben. Seltsam sticht von der Härte dieser Steingedanken das Luftabenteuer ab, das uns die Mond- als Jagdgöttin zeigt, wie sie das zerflatternde Wolkengeflügel erbeutet. Bald ist die ganze Natur von Göttern belebt. Auf einmal gibt es ein Kriegsgetümmel. Mars wütet unter den Kämpfenden. In einer belagerten Stadt bricht die Pest aus. Jünglinge werden den Göttern als Sühnopfer geschlachtet, das geängstigte Volk sucht im Sinnenrausche Vergessenheit. Da steht ein Seher auf und verkündet eine Lichtbotschaft. Verzückte Scharen rennen ans Gestade und schiffen

übers Meer der versunkenen Sonne nach. Auf einer Fischnymphen-insel finden sie eine neue Heimat. Aus der Dämmerung altitalischer mit der Göttersage verwobener Geschichte über Jupiters Haupt hinweg mitten ins Pantheon der Kaiserzeit hinein, fürwahr ein kühner Sprung! Der neue Glaube wird einen empfänglichen Boden finden, denn im Grunde bleibt das Wesen aller Religionen dasselbe, nur die Formen wechseln: Vesta wird sich in die Madonna verwandeln. Aber noch ist es nicht so weit. Das Christentum hat einen furchtbaren Kampf mit der römischen Staatsmacht zu bestehen. Im Amphitheater werden vor Neros Augen Christen von wilden Tieren zerrissen und das entartete Volk weidet seine Schaulust an den Zuckungen der Sterbenden. Was man dort genossen hat, spinnt sich in grausamen und wollüstigen Traumgesichten weiter. Mittlerweile unterwühlen die Christen die Stadt. Mutter Erde geht schwanger mit dem Samen des neuen Glaubens, der sie einst als mächtiger Baum beschatten soll. Rom brennt und Christen brennen pechübergossen und an Kreuze geschlagen mit. — Ansturm der Barbaren, tiefster Verfall Roms, aus dem sie erst der Sieg des Papsttums wieder erhebt. Christi Same ist aufgegangen, der deutsche Geistesurwald strebt versteinert in tausend und abertausend Pflanzen- und Tierformen als gotischer Dom zum Himmel auf. Dante erscheint, der christliche Weltbaudichter, und was er im Geiste erschaut, bannt bald eine Schar von Malern auf die Leinwand. Siehe da, die Gestalten treten aus der Fläche hervor und nehmen Geist vom Geiste an, verwandeln sich in Innenerlebnisse unseres Dichters. Bis zu Michelangelo herauf reicht die Reihe, erreicht mit ihm ihren Höhepunkt. Nun wieder ein kühner Sprung über ein paar Jahrhunderte des Machtverfalls der ewigen Stadt hinweg in das Rom unserer Tage, in das lustigste Rom, das Rom des Karnevals. Die christlichen Luperkalien sind im Gange, die alten Götter kehren als Masken wieder, vom übermütigen Volke umschwärmt und verhöhnt. Auch der Dichter will sein Glück bei schönen Frauen versuchen und findet das Weib, sein Weib, sein Schicksal. — Lenz und Liebe. Wir werden von Rom in den Frühling Toskanas entrückt, aber nur kurz ist der Morgentraum der Natur.

Bald steht die Sonne im Zenith, die Erzgebilde florentinischer Meister erglühen und tönen Verse aus, um Savonarolas Scheiterhaufen züngeln die Flammen. Künstler und Heilige wallen in langem Zuge vorüber, es entspinnen sich zwischen den Toten und dem Lebendigen mit Geist überbürdete Wechselgespräche, die sich um stumme Kennworte zu drehen scheinen; bisweilen wird ein solches Kennwort laut und von bekannten Gesichtern weicht die eintönige Blässe des Gedankens. Wir müssen wieder in die Lagunenstadt zurück. Der Dichter hebt aus der Tiefe des Meeres eine Perlenschnur und umwindet damit die sonnengoldenen Flechten der Marmorbraut. Es sind viele schwarze Perlen darunter, die von Kennern besonders geschätzt werden, nicht wenige barocke: ein zu gedankenschwerer Schmuck für das Haupt der noch immer leichtsinnigen Serenissima! Auf einmal sind wir wieder in Rom, Pilgerzüge wallen betend zu den Heiligtümern und unser Dichter bringt es zuwege, in einem Atem die Wunderlehren der katholischen Kirche und — Giordano Bruno, den großen Ketzer, zu preisen, der die prunkenden Festzüge verhöhnt hat. Leonardo, Tasso und Raphael werden noch angerufen, ehe sich der Dichter nach Neapel wendet, wo ihm der Tod die Geliebte entreißt.

Eine Hirtenflöte ertönt. Pan, der Waldgott, der Gott des triebhaften Erdenlebens in Pflanze und Tier, bildet den ungestalten Erdtrieb als Erdgeist zu Lebensformen. Er ist der große Geist der schöpferischen Natur, der schließlich als Menschengott das unbewußt Geschaffene im Geiste bewußt überblickt. Aus dem Urwalde, mit dem ihn tausend Wurzeln des Werdens verbinden, aus der paradiesischen Unschuld des unbewußten Trieblebens, tritt, seiner selbst bewußt geworden, der Mensch hinaus in die Wüste, in den Lebenskampf. Mann und Weib haben ihre Nacktheit erkannt, ihre Verschiedenheit, aber auch die Lust der Geschlechtlichkeit entschwingt sich nun, durch Geistigkeit geläutert, dem Sinnenrausche in hohen Liedern zum Preise der fruchtbaren Umarmung: Menschenknospen und -blüten schmücken hold den Frühling der Natur. Da schallt mitten in die Lenzlieder der Haine die Totenklage des Orpheus um Euridike, den verblühten Frühling seines Lebens. Meerwärts zieht der Sonnensohn auf abenteuer-

licher Fahrt, über den Wassern erblickt er die Tote, aber bald umnebelt Meerspuk das Traumgesicht. Die Träume der Sünder umringen den Dichter und zeigen ihm die lockenden Mänaden. Ein Ungeheuer, die Macht der Finsternis, verschlingt ihn und läßt ihn wieder frei. Ein toller Gespensterschwarm umwirbelt und mißhandelt den Dichter, aber auch das geht glücklich vorüber: Orpheus hat die Höllenfahrt überstanden und machtvoll erbraust nun das dionysische Lied von Pans Erwachen aus der Brust des Fremdlings am Gestade des Meeres. Orpheus erbaut einen Altar und verkündet einem Jüngling die Heilsbotschaft vom Nordlichte, während die Hirten ihre Bräute holen, um mit ihnen vor dem Sonnaltar das Lichtfest zu feiern. Da tauchen die Mänaden auf und stören das Fest, indem sie das Bildnis des Dionysos auf den Altar des Apollon erheben. Wohl verschwinden sie wieder, aber bald werden sie zurückkehren und den Sonnensohn zerreißen. Der Sänger ahnt seinen nahen Untergang, aber das Verhängnis erschreckt ihn nicht: weiß er doch, daß die zerrissenen Glieder seines Lichtleibes überall, wohin sie fallen, Leben und Liebe entzünden werden.

In die Wüste Sahara führt den Dichter der Weg, durch die Schrecken des Todes treibt ihn die Sehnsucht nach dem Anblicke der Verstorbenen. Die Erde wird von Geburtswehen befallen: Krater speien Inseln, Berge Meere aus, ein feuerroter Gigant birst, der Kaukasus und Australien werden emporgetrieben, aus Erdspalten steigt das Menschengeschlecht ans Licht und beginnt seine Wanderung über die Erde. Auf einem ins Meer vorspringenden Gebirge hat sich ein Trupp von Stämmen niedergelassen. Abseits vom Getriebe der Menge, das bei Anbruch der Nacht zu wilder Fleischeslust ausartet, steht der Persönliche, der Eroberer und Staatengründer und wir ahnen, daß er jene Rotte bald unters Joch seines Willens zwingen wird. Diesem geistesklaren Sonnenmanne stellt der Dichter ein triebbrünstiges Erdenweib mit den Zügen vieler Rassen gegenüber, das ein ganzes Volk gebiert. Auf den Rücken eines Löwen gebunden, findet es irgendwo im Gebirge den Tod und wird als Stammmutter verehrt werden. Die Sintflut bricht herein und ersäuft

Menschen und Vieh. Seegeborene Rosse sprengen über ein Vorgebirge und stürzen sich drüben wieder ins Meer. Einige werden von Reitern gebändigt. Berittene Hyksos streifen mit Weib und Kind durch die Wüste. Ein Feuerschlund klafft und schleudert Apis, den Urur, hervor. Das Volk ruft Isis, die Erdmutter, an. Der Dichter wallfahrtet zum Bilde von Sais. Vor dem Tempel steht der Sonnengott Ra und berät das Landvolk, das ihn um Schutz vor allerlei Leiden und Beschwerden anfleht, indem er die Tierbilder- und die Totenverehrung einsetzt. Der Dichter bittet den Ra um Einlaß in den Tempel, muß aber noch allerlei verworrene Abenteuer bestehen, die wohl als eine Art Vorbereitung anzusehen sind, ehe ihn der Gott einläßt und ihn in die Mysterien der Isis einweiht. Das Bild entschleiert sich und es erscheint — des Dichters geliebtes Weib, worauf Ra verschwindet. Nilaufwärts geht nun die Reise nach Theben, wo eben Pilger auf der Wallfahrt zum Heiligtume des Gottes Amon eingetroffen sind. Aber Chuenaten, der König von Theben, ein glaubenseifriger Anhänger des Sonnengottes Ra, läßt die Gäste von Löwen zerreißen und von Elephanten zerstampfen. Ein Ansturm der Hyksos auf Theben wird zurückgeschlagen, wobei sich der Dichter ins Kampfgetümmel stürzt. Vergebens warnt die staatskluge Königin Ti, Chuenatens Mutter, den Sohn vor der Gefahr, der er sich durch seinen Haß gegen den Stammesgott Amon aussetzt; wohl wohnt er noch, heimlichen Ingrimms voll, dem grausen Verschneidungsfeste bei, dann aber geht er hin und wirft mit vollen Händen das Gold seines Staatsschatzes als Sonnengabe dem Volke zu, zertrümmert, von Amons Priester gereizt, das Standbild des alten Gottes und läßt schließlich in einem Anfalle von Raserei Brandfackeln in die Stadt schleudern. Amons Tempel und das Schloß des Königs gehen in Flammen auf, treue Diener retten die alte Königin Ti, Chuenaten schämt sich plötzlich seiner Tat und läßt sich in der Totenstadt bei lebendigem Leibe die Eingeweide herausreißen. — Am Fuße des Ararat finden wir den Dichter wieder, wie er aus einer Felsinsel, die der Schwall der Wildwasser gebildet hat, im Geiste einen Tempel meißelt, an dessen Schwelle ihm abermals die Geliebte erscheint. Der rauchlose Schleier,

der die Gestalt des Weibes umhüllt hat, zerfällt, ohne Asche zurückzulassen und der Dichter erblickt in einem Walde ein argloses Liebespaar, das ein alter lüsterner König bedroht. Von den Tieren des Waldes nehmen einige das Paar in Schutz, andere halten es mit dem Könige, es kommt zum Kampfe, wobei das Gefolge des Königs unterliegt, während es ihm selbst mit Hilfe eines Zauberers gelingt, sich durchs Dickicht zu schlagen. Aber der ersehnte Anblick soll ihm nicht zuteil werden: Schmetterlinge und schillernde Käfer haben die nackten Leiber der Liebenden den Blicken des Lüstlings entzogen, der Alte gibt vor Neid und Ärger den Geist auf, die freundlichen Waldtiere schmücken das Paar mit allerlei Zierraten aus dem Schatze des Königs und rudern es auf dem königlichen Prunkschiffe zu einer entlegenen Insel, während der Troß die Leiche des Greises bestattet. Im Schoße eines mit Empfindung begabten Felstempels erblickt der Dichter den unempfangenen, lustunbefleckten Erdensohn, den Beschützer alles Lebendigen, den Verneiner des Lebensleides, den Buddha, wie er Leidende heilt und seine Lehre verkündet. Wächter bringen die Nachricht, der goldene Vogel sei ausgebrochen: gemeint ist die indische Sprache, die in hymnischem Aufschwung die Glaubensgeheimnisse versprüht. Im Kelche einer blutroten Brunstblume hockend, zeigt sich Schiwa, der Gott der Zerstörung, mit dem Panther, nach ihm hoch in den Lüften das gütige Götterpaar Wischnu und Lakschmi, dem ein Weib sein Tanzopfer darbringt. — Von dem Felde, das er als parsischer Bauer bestellt hat, vertreibt den Dichter ein Wolkenbruch in die Höhle eines Einsiedlers, der ihn über Astvatereta, den Sohn der Jungfrau belehrt und die zerstörerische Glut des Jünglings zu kühlen versucht. Babylonische Priester treten mit Bals Sonnensinnbildern auf den Plan, von einem Juden, einem Griechen, und der verführerischen Zirbanit begleitet. Babylonische Sklaven erbauen sieben vom Himmel gestiegenen Herrschern mit Stierleibern einen Palast, dessen Halle alsbald zum Schauplatze rasender Sinnenlust wird. Dort erblickt der Dichter die Geliebte als babylonische Erzuetze und Anführerin des zuchtlosen Schwarmes, in dem neben anderen mythischen Gestalten Dionysos, Triptolemos und ziegenfüßige Pane (Ägipane)

erscheinen. Auf isabellfarbenem Sonnenrosse schwingt sich der Dichter über das Getümmel ins Raum- und Zeitlose empor, während sich unter ihm der Ararat zum Weltgrabe zusammenkrampft. — Der schon entleibte Dichter — sein Leib liegt nämlich im Ararat begraben — muß sich wieder beleiben, um das Folgende zu erleben: plötzlich steht er auf dem Hafendamme von Alexandria inmitten brünstiger Weiber, die sich selbst entjungfern, sich selbst und andere geißeln, die Herrschaft des Phallos voraussagen und sich zu — Christo bekennen! Griechen- und Ägyptergötter steigern die ungeheure Verwirrung religiöser Begriffe durch ihr leibhaftiges Auftreten bis zum Unerträglichen, da senken sich endlich Engel mit Lilien herab, bekränzen sieben Jungfrauen mit dornengeflochtnen Blutzeugenkronen und der heilige Augustin tauft den Dichter auf den Namen Georg, das soll heißen: Sohn der Scholle. — Als christlicher Ritter schwingt sich nun der Dichter abermals in die Lüfte, erlegt den Drachen, der das geliebte Weib (es heißt nun Angelika) bewacht, steigt als Roland zur Erde herab, erstürmt eine maurische Burg und wird von Kaiser Karl ehrenvoll begrüßt. Während der Kaiser abzieht, bleibt Roland mit anderen Paladinen in Spanien zurück. Friedensverhandlungen mit einer von Abderrahman geführten maurischen Gesandtschaft scheitern, Roland verläßt auf des Kaisers Geheiß das Land und besteht seinen sattsam bekannten Verzweiflungskampf, entrinnt aber diesmal dem Schicksal und reitet als Parseval nach Montsauvage, wo er die Geliebte wiedersieht. — Am Ufer der Rhône stoßen drei Templer auf den Gralsritter, aus dem mittlerweile ein fahrender Schüler geworden ist. Sie möchten ihn zum Eintritte in ihren Orden bewegen, da er aber das beschauliche Leben liebt, weist er sie ab. In einer Schenke zecht er mit einem Kriegsknecht, der mit Fausten und Mephisto an einem Tische gesessen hat. Johanniter reiten auf Ketzerfährten heran und werden niedergehauen, wobei sich der Schüler als wackerer Kämpe bewährt. Ein Abenteuer mit Johannitern, die auf Glaubensabtrünnige fahnden, führt den Schüler in einen Wald voller Hexen. Während sich die Johanniter anschicken, die Unholdinnen ins Feuer zu werfen, macht sich der Schüler nach seiner Heimat Schwaben davon, wo er

bei einem frommen Einsiedler von seinen Abenteuern ausruht. Aber nicht lange, denn eine Hexe hat ihm's angetan. Beim grausigen Leichentanze um die Türme des Speyrer Domes darf er natürlich nicht fehlen. Aus dem Leichengestanke erzeugt sich die Pest und aus der Pest der Aberglaube, der Juden, Ketzern und Hexen die Schuld an der Seuche auflädt. Da unser Schüler die Unglücklichen in Schutz nimmt, wird er mit ihnen verbrannt und stürzt durch das Gepraſſel der Flammen in den Schlund des Ararat hinab. — Auf einem Maskenballe tanzt er als Leiche mit einer Leiche, wettert dann irgendwo als Bauer mit Bauern gegen Adel und Geistlichkeit, und wird endlich von dem riesigen Totenstrom, der sich in den Schoß des Ararat ergossen hat, mit auferstandenem Fleische ins Leben zurückgetrieben, wo unterdessen das goldene Zeitalter des Nordlichtes angebrochen ist: in blauem Traumlicht dämmert das abgetane Leben der Leiber ohne Furcht und Hoffnung in stillem Genusse seiner selbst, weil nun alles vergangen und dennoch gegenwärtig ist, aber nicht als unsere Gegenwart voller Zweifel und Unruhe, sondern als Gegenwart im Gedächtnisse des Erdgeistes, als traumhafte Erinnerung voll der Heiterkeit des Gemütes, das sich dem Schicksal entrückt weiß. Das Weiblichste ist Geist geworden, der Liebeskampf der Geschlechter um den gemeinsamen Erdbrunstkern hat aufgehört, das Weib hat den Mann im Geiste erreicht, ist ihm ebenbürtig geworden. Alle diese Wunder hat der Geist, der Befreier der Menschlichkeit, gewirkt: in ihm hat sich der Heiland, der Erdensohn, durch Erdenleiden geläutert, verklärt, in ihm ist die Menschheit und mit der Menschheit die ganze Natur, deren Gipfel die Menschheit ist, vom Sündentode auferstanden. Der geläuterte, vergeistigte Erdbrunstkern, ist seiner Erdenhaft durch den Erdentod entwichen und umwallt nun den überwundenen Erdleib als geistflammendes Siegesbanner. —

Däubler ist ein junger Titan, aber mit uraltem Geiste gesättigt, fast übersättigt, ein Gewaltgeist, der alle Geister in seinen Bann zwingt. Und nicht bloß die Geister, überhaupt alles Belebte und das Unbelebte auch, alles. Überall ist er mitten drinn. Wir lächeln, wenn er uns von seinen Flugkunststückchen erzählt: Titanen fliegen nicht. Mitten

im Weltgetriebe balgt er sich herum, alles reißt er in die Wirbel seines Feuergeistes, tanzen, tanzen müssen sie: die Berge, die Inseln, die Pyramiden, die rohen Männer und die immerbrünstigen Weiber, tanzen nach des Dichters Pfeife. Däubler ist Weltruhestörer, der kein Ding an seinem Platze läßt, alles durcheinander wirft. Wenn wir uns dem Geiste eines großen Dichters anvertrauen, so sind wir gewiß, daß wir erhoben werden. Wir werden getragen und glauben frei zu schweben. Es ergeht uns wie im Traume: wir träumen zu fliegen und glauben wirklich fliegen zu können. Wen hätte nicht schon solch ein Traum entzückt! — Däubler hingegen trägt uns nicht, er packt uns derb an, bindet uns an den Schweif seines Pegasus und schleift uns mit wildem Halloh durch Dick und Dünn, daß einem Hören und Sehen vergeht. Die Spannkraft seines Geistes ist in der Tat ungeheuer, er leidet geradezu an Übergeistigkeit wie so mancher wackere Spießbürger an Vollblütigkeit. Wohl macht er sich reichlich in Einbildungskraftausbrüchen Luft, aber nicht alles, was er in sich hat, erblickt das Licht der geistigen Klarheit, vieles bleibt noch triebhaft in ihm stecken und bewegt sich dort als dunkles Etwas wie ein Ungeborenes, von dem man nicht sagen kann, ob es eine Wohlgeburt werden wird oder ein Mondkalb. Ja der ganze Däubler, wie er sich in seinem Buche gibt, scheint mir fast eine jener Ungeburten zu sein, die der alte Uranos in den Leib der Gaia zurückgestoßen hat.

Dennoch hat auch dieser dionysische Geist, der uns mit seinem Erdkernschatten die Sonne verfinstern möchte, manchmal apollinische Augenblicke, tiefe, weihevolle Stillen voll tristallischer Klarheit, ja manchmal — sehr selten — spürt man sogar urdeutsche Gemütswärme aus solch sonnigen Versen heraus, womit uns eine glückliche Stimmung des Dichters überrascht. Ich will nur ein paar hervorheben: zunächst zwei Verse, die fast wie ein gedichtetes Bild des Fra Beato Angelico anmuten:

„Murano, du Eiland verwunderter Kinder,
Auf dir knospen Blumen mit Heiligenschein"
(B. 1 S. 61).

Dann das Sonett „Die Sonnenblume" (S. 319), wo nur das Kraftwort „verendet" stört, ferner das entzückend malerische Sonett „Der Löwe" (S. 350), das anmutige „Die Tochter von Fiesole" (S. 353), wo wieder nur die gedankenblasse „wehe Glücksidee" ein wenig verstimmt, ferner zwei schlichte Verse aus Orpheus' Klage um Euridike:

„Ich zähle nicht die Lichter, die uns scheiden,
Denn so viel Leiden trennen mich von ihr".
(Intermezzo S. 58).

Das prächtige Bild:

(„Die Stürme läßt Jupiter hurtig entwischen)
Sich selbst aber zeigt er als riesiges Haupt,
Das Blitze, wie Adern im Zorne, durchzischen.
(S. 112).

überhaupt das ganze Lied von Pans Erwachen mit der herrlichen Strophe:

„O Dionys, feurige, schäumende Seele
Im Stein, unterm Wasser, auf träumender Flur,
Verkünde uns nun deine Freiheitsbefehle,
Es jauchzt und es grünt deine Frühlingsnatur!"
(S. 109).

Die tiefsinnigen Verse:

„Aus allen Blüthen lachen Erdengluthen,
Die sich den Weg zum Sonnenlicht gebahnt
Doch ihre Lust am Licht muß rasch verblnten,
Da bald die Frucht ans Erdensein gemahnt"
(S. 125).

Das verheißungsvolle Gesicht:

„Unsere Erde schwängert rings den Äther
Mit dem Samen, den sie hold entschnellt:
Später, irgendwo und wann, ersteht er
Dann, als eine andere Mutterwelt"
(S. 130).

Die wunderbar klare und reine Strophe:

„Ja, wer da suchen wird, sein inneres Licht zu finden,
Der ist mein Sohn, den ich mit Euridiken zeugte:
In dem wird nie die heilige Kindlichkeit verschwinden,
Ob Kummer oder Alter ihn auch niederbeugte"
(S. 138).

Die lieblichen Verse des Schwabenheimatliedes des „Ich glaube fest“:

„Jungfrau Marie, der Thau der Ähren ist dein Schleier,
Die blonden Felder sind dein goldenes Sonnenhaar“
(S. 442).

Den mystisch einleuchtenden Vers:
„Mein Leib ist bloß ein Schatten, und ich selbst bin Baum.“
(B. 2, S. 452).

Die freimütige Strophe:

„Ihr sollt in Euch den Freiheitsstaat erfassen,
Denn der seid Ihr, nicht Eure Sittlichkeiten,
Die sind der Sinne blasse Hintersassen“,
(S. 515).

an die sich übrigens noch so manche sinnverwandte reihen ließe, endlich das tiefsinnige Bild:

„Es zeigt der Vollmond bloß die weiße Scheidungsscheibe.
Die andere Seite hält er, als der Tod, versteckt“
(S. 527).

Aber das sind, wie gesagt, nur Sonnenblicke durch Erdwetterwolken.

Gewaltsamen Geistes ist er natürlich auch gewalttätig gegen die Sprache. Das strotzt und wimmelt nur so von Wortungeheuern, Wortstummeln und Sprachfehlern. Als Kraftnatur braucht er Kraftausdrücke und hetzt die armen Wörter mit Sporenstreichen, bis sie alles hergegeben haben, was in ihnen steckt, ja oftmals noch mehr als eben dorthin paßt. Aber was kümmert das den Dichter! Wenn es nur recht wuchtig oder saftig sitzt. Wir Mitteleuropäer sind gewohnt, die Wörter wie Staatsbürger zu behandeln, Däubler, der Sahara-Vandale, sieht in ihnen nur Sklaven, die er bald gerüstet seine Schlachten schlagen, bald splitternackt Luftschlösser für seine Brunstweiber bauen läßt.

Nach all dem brauche ich wohl kaum hinzuzufügen, daß die schüchterne Inhaltsandeutung, die ich eben versucht habe, nicht mehr sein will als ein Schattenriß vom lebendigen Antlitz des Dichters. Wer dies Antlitz selbst kennen lernen will, der vertiefe sich in das

Buch: wahrscheinlich gelingt es ihm noch manches darin zu entdecken, was meinen Blicken entgangen ist. Denn ein Buch ist wirklich wie ein Spiegel: man erblickt nur seine eigenen Züge darin. Wer dem Dichter geistig näher verwandt ist, wird es richtiger beurteilen.

---

# Gott der Einsame / von Arthur von Wallpach.

Ist dir nicht, Vater, manchmal bang
Nach jener Menschheit, jung und fromm,
Da noch Dein Knie im Überschwang
Der Betende umfieng, noch glomm
Der Opfer Glut, des Sehers Wort
Den Schleier riß der Zukunft fort,
Der weißen Stiere Nacken bog
Der dichtbelaubte Eichenkranz,
Der Tubaruf durch Wolken flog
Vom Marmorhaus im Säulenglanz?

Nicht dringt mehr an Dein einsam Ohr
Goldlockiger Jungfrau'n Weihelied,
Nur stoppelbärtiger Mönche Chor,
Der Nonne Fleh'n, die Liebe mied.
Und auch Dein Siegerlächeln schwand:
Dich krönte Leid, Dich höhnte Qual,
Seit Du um dürftig Menschenland —
Im Steingehäus ans Kreuz gereckt,
In Taube, Fisch und Lamm versteckt —
Vertauscht den goldnen Göttersaal.

Dir ebbt und schwillt der Jahre Flug;
Ein Lockenschütteln, Nüsternwehn,
Ein Augenblick, ein Athemzug,

Daß wir an Dir vorübergehn.
Du liebst nur die, die ewig sind —
Was gottlos, hat nicht mehr Bestand,
Wie Aschenglut, verlöscht im Wind, —
Und neigst Dich dem nur, der im Streit
Zu Dir vom Eitelwerk der Zeit,
Von Guts und Thuns Genossen fand.

---

# Der Schmetterling / von Robert Michel.

Zwei Hände, wie von langem Ruhn gebleicht, liegen in dem leichten Eindruck eines Federbettes, so als hätte sie der Schlaf in einem letzten Liebesringen überrascht. Ich sehe diese Hände und die ganze Umgebung so deutlich, daß ich es malen könnte; aber ich verstehe nicht den Pinsel zu führen, so will ich dieses Bild nur im Geiste ausführen.

Die Köpfe sind nicht zu sehen; sie sind nah' an einander so tief in die weichen Federpölster hineingewühlt, daß auf dem Bilde nur ein dunkler Schatten zu sehen ist. Wozu auch braucht man sie zu sehen; die zwei Hände lassen deutlich genug erkennen, was für Menschen sie gehören, und nach ihrem Aussehen kann man mit ziemlicher Gewißheit auch das Schicksal dieser Menschen erraten. Die größere ist voll, aber nicht kräftig; sie hat noch nie eine schwere Arbeit verrichtet und doch sind ihre weichen Formen eigentümlich ausgeprägt, als hätte diese Hand immer nur wie ein selbständiges Wesen gearbeitet in der Zuversicht auf eine große Geschicklichkeit. Man erkennt auch an ihr, daß ihr Besitzer keines festen Entschlusses fähig wäre. Nicht schön an ihr sind die rötlich blonden Härchen, die auf dem Handrücken vereinzelt glänzen. Mir scheinen sie immerhin wichtig, weil sie für die Hand sehr bezeichnend sind.

Die kleinere Hand ist ganz hager und dunkler. Die sehnigen langen Finger mit den vortretenden Knöcheln zeugen davon, daß sie von früh bis abends in Bewegung ist, wenn auch nicht bei

schwerer, so doch bei sehr emsiger Arbeit, und die vielen eingestochenen schwarzen Punkte an den Fingerspitzen lassen keinen Zweifel darüber, welcher Art diese Arbeit ist. Die dünnen Finger umklammern fest das Gelenk der andern Hand. Diese Hand kann nicht nur geschickt Stoffe raffen, sie würde wohl auch vor nichts zurückschrecken, wenn es hieße, ein Glück festzuhalten. Selbst an den Griff eines Raubvogels kann man beim Anschauen dieser Hand erinnert werden.

Alles andere auf dem Bild muß nur flüchtig sein, daß es nicht allzusehr die Aufmerksamkeit von den Händen ablenkt.

Hinter dem offenen Fenster ist der Frühling mit vielen ungewissen roten Blumen und mit dem zart abgetönten Grün junger Sträucher. Und über dem Fensterbrett schwebt ein Schmetterling, unentschlossen, ob er herein oder hinaus fliegen soll. Der ist aber so leicht hingeworfen, daß man ihn nur von weitem sieht, nur aus der Harmonie einiger Farbenflecke; so etwas ist heutzutage doch so leicht zu malen.

In dem dunklen Schatten unter dem Bett ist auf dem Fußboden, auch dunkel und kaum sichtbar, ein roter Fleck.

Am Rande des Bildes ist, etwas aufdringlich mit der großen lichten Fläche, eine geschlossene Tür. Sie ist verriegelt; und wenn man es erkennt, daß draußen vergebens geklopft wird, umso besser.

---

# Rosen in den Wind / von Walther Lutz.

Seid denn zerpflückt, ihr Rosen rascher Wahl!
Verströmt den Duft aus eurer Kelche Glühen,
eh' sie der Luft der heißen Nächte satt und schal
wie wachgewordene Träume in den Tag verblühen!

Noch bebt mein Mund von Küssen wie berauscht,
schwillt mir das Herz vom Glanz versunkner Sterne,
schreit meine Seele auf ins Licht und lauscht,
und meine Arme recken sich nach dir, du Ferne!

Hörst du des Frühherbsthimmels brausendes Gestöhne?
Ein arger Wind sprang über meines Gartens Mauern
und drängt sich kühl an meine heißen Wangen.
Durch meine Hände zuckt ein tiefes Schauern —
euch zu ertöten, treibt sie ein Verlangen,
und — Blatt um Blatt verweht von eurer reifen Schöne.

---

# Herbsttag / von Ludwig Seifert.

Kennst du sie auch die unrastvollen Stunden:
Es treibt dich aus der Stadt in Herbstesweh,
Der Himmel hell, doch glanz- und wärmeleer,
Zu grell die Sonne auf dem welken Wald.

Kennst du sie auch die müde Traurigkeit
Verschlafner Dörfer und entseelter Wiesen
Und sonne-überstrahlter Stoppelfelder
— Viel lieber sähst du sie in tiefem Schnee —

Du eilst der Nacht entgegen, die nicht kommt,
Die Dämmrung kriecht, als ob sie müde wäre . . .
Du fliehest wieder nach den grauen Mauern.
Nun scheint die Stadt dir eine Stadt der Fremde,
Als weiltest Jahre du im Dämmergrau.

Jetzt wird es helle hinter ihren Fenstern —
Du staunst, daß es noch helle Lichter gäbe,
Du eilst vorbei an eilig-frohen Menschen,
Da ist's wie wenn der Herr der Finsternisse
Vorübergeht an einem Kinderlachen . . . . .

# Der Altruismus des Todes / von Carl Dallago.

Es ist Winter geworden um mich. Ein kleines Bergdorf am Monte Stivo beherbergt mich schon über eine Woche. Durch stille verschneite Gefilde führen mich nun meine einsamen Gänge. Keine Wandervögel durchziehen mehr den bleichen Himmel, der sich schläfrig und öde über ungeheure Bergzüge ausstreckt, die zwischen dunklen Waldrissen und kahlen Hügelwänden aufragen. Mein gelassener Schritt sucht die schrägen, südlich gelegenen Waldhänge auf, wo in ausgedehnten Fleckchen immer noch der rötlichbraune Waldgrund offen liegt, bestreut mit grünen Wachholderbüschen und abgestorbenen Blättern, Nadeln und Halmen.

Zu einem Föhrenstamm hab ich mich hingesetzt, nachdem ich den Mantel unter mich gebreitet. Nun wandert mein Blick in die winterliche Landschaft hinaus, die sich — so weit ich sehe — vor mir ausbreitet. Es ist ein Wandern über Totes. Nur da und dort ein Linienriß junger Föhren, oftmals unterbrochen, sonst schneebedeckte Fluren und Halden, graue Steinumzäunung verschneite Wege entlang, schmale Zungen nackter, frierender Lärchenwaldung einen Hügel hinan, und wieder die welligen Konturen der schneebedeckten Weiten. Dahinter die Berge aufragend: eine unendliche Reihe von Gipfeln und Riffen und Graten und glatten, blendend weißen Feldern, auf die zuweilen ein zauberhafter Glanz tritt, wenn dunkles Wolkenwogen dahinter aufzieht.

Wieder wandert mein Schauen zurück, gleichsam fröstelnd bis in die Seele hinein. Der offene Waldboden um mich ist mir wie eine Zuflucht, an den jungen Föhrenkronen über mir bleibt mein Auge liebevoll hangen wie an schirmenden Genossen. Einsamkeit und Stille tun nun übermächtig, so daß der Raum wie erschreckt aufzuckt bei dem hungrigen Schreien einiger enteilender Krähen. Ich ziehe mich tief in mich zurück. In die verborgensten Winkel meines Seins verschließt sich meine Seele. Bald scheine ich mir der winter-

lichen Landschaft eingefügt wie die Weite um mich, fühle in mich hinein sich fortsetzen die starre weiße Decke, die alles Leben begräbt, bin wie tot mit den Toten ringsum.

Öde starre ich hinaus. Ein Sonnenriß flimmert irgendwo auf den fernsten Alpenketten, unbestimmt und wie verloren gaukelnd. Der Himmel ist nicht heller geworden, höchstens unruhiger — fließender. Der schimmernde Riß flattert vor mir wie ein Rätsel. Das Licht ist nicht tot, es liegt nur verhüllt: irgendwo fließt es vielleicht heller als je. Aber was ist denn eigentlich tot? Wenn das Licht lebt, ist auch das Leben nicht tot. Alles liegt nur verhüllt, schlummernd, und harrt eines neuen Erweckens.

Mein Blick greift in das abgefallene Laub, in die starren Halme um mich, in die abgestorbenen Föhrennadeln, davon der Waldgrund bedeckt ist. Sind nicht alle diese toten Dinge abgeworfene Bestandteile des Lebens? — Machen sie nicht Neuem Platz? — Ist nicht der Tod selber so ein Bestandteil des Lebens — ein Etwas, das Raum schafft für Neues — für Anderes, das gleichsam vorbereitet für das Leben von anderem — für die ewige Kraft des Lebens? — Denn das Leben ist zu Anfang Raum. Doch solches Tun ist Altruismus. Der Tod ist somit Träger eines Altruismus: er erweist sich als der einzige, ewig unbezwingliche Altruismus, den das Dasein kennt, der jedem Leben als letzte Ergänzung anhaftet.

Mit neuen Sicherheiten sehe ich das Dasein angefüllt. Der Egoismus des Lebens fortwährend den Altruismus in sich bergend — in seinem letzten Bestandteil, dem Tode. Dieser den Egoismus des Lebens gleichsam unterstreichend und befürwortend, ja allem Leben erst als Egoismus einen Sinn gebend. Und ich schaue: Wir alle werden noch einmal abgeworfene Bestandteile des Lebens und als solche Altruisten — altruistisch wirkend. Es ist das Gewisseste an uns. Diese altruistische Wirkung wird aber abhängig sein von dem Raume, den wir im Leben eingenommen, — von der Selbstentfaltung, die wir mit uns vorgenommen haben, — von unserem Egoismus; erst dieser ermöglicht die nachherige altruistische Wirkung. Es sieht aus, als komme es so: Je größer die Selbstent-

faltung, umso größer auch die altruistische Wirkung nach dem Eingehen jener, die sich erst dann im Dasein bleibend fühlbar macht als Lebenskraft — als Ansporn zur Selbstentfaltung bei Anderen in der immerwährenden Erneuerung des Lebens.

In die starre winterliche Stille der Landschaft, die mein Hinhorchen nach Tiefen begünstigt, tritt mit einemmal das ganze verkehrte Beginnen der Menschen, das die Natur überall ausbessern und bevormunden will und anstatt dessen überall nur Schwäche und Halbheit und Verkümmerung ausstreut, wo es die Hände erhebt und auftut. So hat es auch einen Altruismus ins Dasein gesetzt, der den ohnehin überaus schwierigen und mühsamen Wegen der Selbstentfaltung Hemmnis um Hemmnis legt. Dabei ist dieser ganze Altruismus ein Feilschen um die Gunst Anderer — um die Dienste Anderer. Man gibt nur, um mehr zu empfangen, man will nur wohl, um mehr Wohlwollen und Vorteile zu ernten und einzuheimsen. Lauter abhängige, lebensarme Vorgänge, die das ganze Dasein in einen Krämerladen umwandeln und den Schacher und die Übervorteilung in alle Lebensverrichtungen hineintragen.

Ein Widerwille ist in mir aufgestiegen, der mich diesem Altruismus des Philisters — der Massen — des Pöbels entziehen will, — der alle Gedanken daran von mir wegnehmen will, so sehr beleidigt schon das Denken daran mein ganzes Empfinden. Ich bin aufgestanden und schreite vom offenen Waldgrund hinaus auf die schneeigen Weiten. Jeder Schritt knistert und gräbt seine Spuren in die weiße Decke ein. Die Öde und Stille der mittäglichen Winterlandschaft umrankt mich wie eine Schutzwehr der Seele, die sich entschlossener als je von aller falschen und lügnerischen Verweichlichung abwendet und nur mehr zu lauschen scheint, wie hart der Boden erklingt unter meinen Schritten. Ich wickle mich fester in meinen Mantel ein, denn scharfer Wind fegt vom Gipfelhang des Stivo her und wirbelt weithin Schneesand auf, der wie feiner Sprühregen über die jungen Föhrenkronen stäubt. Im Süden erwacht stärker ein müdes Rot, das Einzige, das Farbe bringt in den grauen, bleichen, frostigen Mittagshimmel.

Mit den Blicken immer wieder den weiten weißen Gipfelkranz umfassend, die Härte willig und andächtig in mich lassend, die sein Anblick rings verbreitet, schreit ich fest und aufrecht Ronzo, meinem Bergdorf, zu.

*

Es scheint, als käme mehr Helle in den Nachmittag. Das Gewölk ist mächtig unruhig geworden. Oft ists, als entstände eine Lücke im Wolkenzug, die den Himmel ein wenig durchblicken läßt. Die Wege fangen an breiig und zähe zu werden. Ich wandre über verschneite Wiesen zur Waldung hinaus, die sich auf der dem Dorfe gegenüber liegenden Seite des Taleinschnittes hinzieht und den steilen Berghang bis ganz hinauf bedeckt. Um mich ist es einsam und stille. Nur vom Dorfe herüber zuweilen lautes Lärmen spielender Kinder, barsche Zurufe von Männerstimmen und das Geräusch knarrender Karren. Über alles spannt der Wintertag seine trüben und trägen Schwingen.

Wie von der Trübheit und Leblosigkeit der Landschaft angehaucht, überkommt mich wieder düsteres Sinnen. Ich schaue den Altruismus des Herkommens als ein Ödes — als ein Lebloses — als etwas, in dem der Quell des eigenen Lebens versiegt ist. So lehnt er sich an Anderes und stützt sich auf Anderes, ja lebt zuletzt von Anderem, von Leben, die außer ihm sind. Nimmt man ihm dieses Leben fort, entzieht man ihm die Anwesenheit von Anderem, an dem er sein Leben ausübt, verliert er so seine Lehne und Stütze, dann steht sein Träger völlig verarmt da und hilflos. So entpuppen sich viele Helfer der Massen selbst als die Hilfsbedürftigsten. Und eine harte Verdächtigung kommt in mich gegen allzu Helfenwollende und Massenbeglücker. — —

Der welke Wintertag greift gleichsam in mich hinein, indem ich übersinne, wie man solche Art Altruismus der Menschennatur gewaltsam aufpfropfen will — eine Art, die darauf ausgeht, jedes eigene Blühen und Früchtetragen mit fremdem Putz zu erdrücken. Zudem sehe ich die herrlichsten Menschen aller wahrnembaren Zeiten zu diesem Zwecke mißbraucht, ihr Lehren und Schaffen verkehrt und verlogen

ausgelegt und in die Welt hinein verschleppt, um es den Massen zugänglich zu machen. Und es hat doch jedes gewollte Wirken so eines Großen als erste Vorbedingung, daß es von der Herrschaft der Massen wegrückt, daß es einen von den Massen loslöst, daß man nicht mehr Masse sein will und ist. Alle Wege der Selbstentfaltung schließen diesen Vorgang ungesagt in sich als erstes Gebot, es liegt jeder Selbstentfaltung bereits zu Grunde.

Und der Begriff Selbstentfaltung geht wie ein Schimmer vor mir her, sodaß der Blick meiner Seele freudvoll auf ihm verweilt. Es ist Frühlingsduft, was er ausströmt: es erzählt von einem Sichauftun, das innere Kräfte auslösen, wie jedes Knospen im Frühling. Es ist Entfaltung aus Eigenem — aus sich selber, nicht Entfaltung auf Kosten Anderer: das wäre Entfaltung mit den Mitteln Anderer. Die Entfaltung muß aus Innerlichem hervorgehen, wobei eine Verwurzelung mit Tiefstem um sich greifen kann. Der Mensch ist nicht umsonst in Grenzenloses hineineingestellt was soviel bedeutet als: in Ewig-Unerforschtes — ewig in Neuland hineingestellt. Seine Entfaltung, die Ausbreitung seines inneren Lebens — seiner Seele, ist daher auch räumlich ewig unbehindert. Hiebei zeigt sich alles innere Leben als Fortsetzung des äußerlichen, nicht als Gegensatz zu demselben. Dem inneren Leben und Erleben ist die Leiblichkeit ebenso nötig wie dem äußeren; es entfließt gleichsam der Leiblichkeit und ist abhängig von der Beschaffenheit dieser.

Immer mehr begreife ich, wie nötig die Zusammenhaltung aller Kräfte ist, um die Wege beschreiten zu können, die zur Selbstentfaltung führen. Wie schon alles zuviele Zurücksehen und Umsichsehen sich hier als hemmend und zersplitternd geltend macht, — wie alles Altruistische hier nur verzögernd, verseichtend und schwächend wirken muß. Wie in einem neuen Lichte sehe ich von ferne schimmern die Persönlichkeit der wahrnehmbar höchsten Selbstentfaltung (soweit unsre Zeit die Wahrnehmbarkeit zuläßt): die Persönlichkeit Jesu, auf dessen Namen man das höchste Unrecht gehäuft hat, indem man den Altruismus der Massen — den sozialen Altruismus auf ihn zurückführt. Denn Jesus war kein Altruist in diesem Sinne. Klar und

fest redet der Kern seiner ganzen Lehre — redet seine ganze Lebensführung der höchsten Selbstentfaltung das Wort. Er suchte überall nach Tauglichen für diese Selbstentfaltung, er suchte danach auch unter der Menge. Aber schon sein Gebot: „Du sollst dich nicht wehren gegen die Schlechtigkeit" verneint den Altruismus der Menge. Es besagt doch: Du sollst dich nicht kümmern, was um dich geschieht — was in der Welt geschieht, sondern deine Wege gehen — nur deine Wege gehen — die Wege zu deiner Welt. Das ist gewiß keine altruistische Wegweisung, aber es ist die Wegweisung, sich aufzutun, — es zeigt den Weg zur Selbstentfaltung, — es öffnet der Seele die Wege zur Macht.

Und greifbar nah in seiner ganzen Hohlheit und falschen Tugend erkenne ich das altruistische Motiv der Massen als windigen Abkömmling des Intellekts, als Ausgang für ein verdorbenes Selbst, als Gebrechen der Menschennatur. Daneben ragt um so klarer jene wirklich altruistische Macht, die einzige, die von jeher war und ewig Bestand hat, von deren Anwesenheit und Herrschaft jede Menschennatur weiß, die dieser aber nur Ansporn sein soll zur Entfaltung und zugleich sicherstes Unterpfand ihrer Wachstums- und Entfaltungs-Rechte: — Der Tod.

*

Matt und müde bin ich hingesunken auf dunklen, mit Plissen bestreuten Waldgrund. Es ist unsagbar trübe um mich. Voll grauer, bleicher Räume liegt die Welt, wie sie da und dort zwischen starren Baumästen vor mir auftaucht. Das dämmernde Grau des Abends sät überall noch mehr Düsterheit. Wie ich langsam zum Taleinschnitt hinabsteige und auf der anderen Seite wieder herauf dem Dorfe zu, erhebt sich vor mir das düstere Grau so kalt und endlos bleiern, daß Frostschauer meine Seele befällt und sie ganz verzagt wird. Hinter mir aber, von irgendwoher entspringt etwas Helles.

Den ganzen Tag stand ein müdes Abendrot im Süden und jetzt springt es plötzlich hervor aus leuchtenden, gerollten Wolken. Schon trifft ein glühender, zündender Strahl das schrägliegende Dächer-

gemenge des Dorfes. Vor mir schimmert es auf: ein bewegter Streifen Hütten und jede Hütte eine Flamme. Bewundernd stockt mein Schritt. Gleichsam den Atem anhaltend trinke ich die Helle. — Bald legt sich wieder um alles ringsum eine bleiche blaue Dunkelheit. Doch ich weiß nun und habe die Sicherheit: das Licht lebt, — es lebt, — verglimmt auch fern das letzte Rot. — O Seele, Seele — tu dich auf!

---

Dieser Aufsatz sowie die in den nächsten Heften erscheinenden Aufsätze von Carl Dallago sind dem zweiten Teil des noch unveröffentlichten Werkes „Das Buch der Unsicherheiten" entnommen.

---

# Glossen.

## Ecce poeta.

Ein begangenes Unrecht: Ich hielt bisher Herrn Rudolf Greinz für den windigsten Schriftsteller Tirols. Die dreiste journalistische Art, wie er den Zeitereignissen entgegenschnüffelte, seine verwandlungsreiche Natur als „Krokodil", „Katzelmacher" und „Tuifelemaler", die immer einer Mehrheit von den Augen las, lösten in mir das Urteil aus. Daß er, wo er sich an Schönherr hing, dessen Werk verpfuschte und seine eigene Flachheit oft mit Klotzigkeit zudecken wollte, machte meine Meinung über ihn nicht besser. Auch sein Humor vermochte es nicht, der zu oft galgenhumorisch rumort. Aus letzter Zeit aber weiß ich trotz allem: Herr Rudolf Greinz ist ein Dichter. Er sagte es selbst gedruckt und außerdem: „In meinem ganzen Leben ist noch nie eine Lüge über meine Lippen gekommen." Und wenn Derartiges eine Journalisten-Natur sagt, ist es doch zum wenigsten von einem „Dichter".

Carl Dallago.

---

## Der Antiödipodel.

Herr Rudolf Greinz hat Pech. Passiert dem passionierten Anekdotenjäger kürzlich das Malheur, einen wirklichen Humor zur Strecke zu bringen. Keinen „trockenen", zu dem sich sein Naturell, und keinen „goldenen", zu dem sich seine praktische Vernunft hingezogen fühlte, sondern einfach einen unfreiwilligen, der ihm zu Gesicht stand. Im „Föhn", dem illustrierten Amtsorgan für bodenständige Kultur, veröffentlicht Herr Greinz (gratis, wie man hört) eine

verblümte captatio benevolentiae, die er — der objektive Pfiffikus! — ein „aufklärendes Wort zur Innsbrucker Theaterfrage" nennt. Er schreibt es nämlich seiner Allmacht zu, daß er Herrn Thurner als Theaterdirektor hieher gebracht. Und legt einen heiligen Eid darauf ab, daß er ihn nur auf ein Programm durchgedrückt habe, das — wie er despektierlich glauben machen will — in den Köpfen des Gemeinderats geradezu „gezündet" habe. Nämlich auf das Programm der tirolischen „Heimatkunst." Ich bin zwar der Ansicht, daß Herr Greinz seinen Einfluß redlich überschätzt, aber ich kann auch nicht läugnen, daß er geradezu „amerikanisch" arbeitet, wenn er sich einmal ernstlich vorgenommen hat, für oder gegen jemand Stimmung zu machen. Wozu hier Anlaß war. Denn der „idealen Energie" des Herrn Thurner war es nach jahrelangem Bemühen seinerzeit gelungen, das „Krippenspiel" des Herrn Greinz in Berlin durchzudrücken, was diesen natürlich bewog, Herrn Thurner seiner Freundschaft und der obligaten „Dankesschuld auf Lebenszeit" zu versichern. Des weiteren ist es zweifellos, daß Herr Greinz ein rücksichtsloser Verfechter der tirolischen Heimatkunst ist, soweit sie ein bequemes Schlagwort und mit seinem Schaffen identisch ist. Man braucht also nicht erst ein Anwalt des Herrn Thurner zu sein, um eine Charakterpose des Herrn Greinz an sich bemerkenswert zu finden. Sie hat denn auch einen Heiterkeitserfolg erzielt, der den populären Humoristen, der uns zur Abwechslung auch einmal pathetisch kommen wollte, selbst in Erstaunen gesetzt haben dürfte. Denn „die Sonne, die es an den Tag bringt" spielen wollen und dabei nichts anderes als die Butter, die man auf dem Kopf hat, zutage schwitzen, ist eine Pointe, deren Humor Herrn Greinz, scheint's, nicht geläufig ist. Sonst hätte man sie in der „Jugend" sicher schon durchschossen aufgefunden. Vielleicht aber ist er überhaupt nicht fähig, den mörderischen Witz der Situation zu erfassen. Denn mit welcher ahnungslosen Ehrfurcht Herr Greinz der eigenen Wenigkeit gegenübersteht, erhellt aus einem Passus seiner „Aufklärung", der vielbemerkt auch hier zum bleibenden Gedächtnis reproduziert zu werden verdient. Man weide sich an dem Anblick eines Selbstporträts, das seinen Schöpfer als „den" Tiroler Dichter und somit als treffsicheren Karikaturisten seiner selbst enthüllt (wobei ich nur vorausschicken muß, daß die gesperrt gedruckten Stellen nicht von mir aus Mißgunst, sondern von Herrn Greinz zum leichteren Verständnis hervorgehoben sind):

So viel Verdruß ich auch durch mein Eintreten für Herrn Thurner geerntet haben mag, eine große Freude und unvergeßliche Erinnerung hat

(gez. von Max v. Esterle.)

Koryphäen aus dem Tiroler Landtag 1.

Dr. Christomannos.

mir diese meine Tätigkeit doch hinterlassen. Ich werde es mir zeitlebens zur hohen Ehre schätzen, und werde es nie vergessen, daß der ganze Gemeinderat meiner geliebten Heimatstadt wie ein Mann zu mir, dem Tiroler Dichter stand, als das Loswort von der Förderung der Tiroler Heimatkunst auftauchte. Dieses Programm hat geradezu gezündet! Es wurde mit ehrlicher Freude und großer Begeisterung aufgenommen! Meine sehr geehrten Herren vom Innsbrucker Gemeinderat! Ich bin stolz auf Sie! Das war von Ihnen mannhaft, treu und deutsch gehandelt, würdig der Vertreter einer deutschen Kulturstadt, würdig der Vertreter der Hauptstadt unseres teuren Vaterlandes Tirol. Da diese Zeilen durch meinen Namen einen weiten Weg finden dürften, ist es mir eine besondere Befriedigung, Ihnen, sehr geehrte Herren, meinen tiefgefühlten Dank für das in mich gesetzte ehrende Vertrauen zu sagen, mit dem Sie den alten Spruch des „Nemo propheta in patria!" gründlich widerlegten. Wenn es bis zum heutigen Tage nicht zur Ausführung all der Versprechungen gekommen ist, die mit der Förderung der Tiroler Heimatkunst in Zusammenhang stehen und die Ihr werktätiges und echt patriotisches Eintreten für den von mir empfohlenen Kandidaten im Gefolge hatten, so zürnen Sie mir darob nicht! Denn mich trifft keine Schuld. Ich konnte ja von vornherein nicht als der Ausführer dieser Zusicherungen in Betracht kommen.

Der noch aufgeklärtere „Tir. Anzeiger", dem die beabsichtigte Abschlachtung des Theaterdirektors zwar ein Labsal, die Verhimmelung des Gemeinderats aber ein Dorn im Auge ist, leistete sich dazu die köstliche Fußnote: „Man vergesse nicht, daß hier der Dichter Greinz und nicht der Politiker Greinz spricht." Aber jeder Unbefangene — sofern er's nicht ehrlich vorzieht, die Existenz des einen wie des anderen zu läugnen — wird gestehen müssen, daß hier der Politiker Greinz den Dichter mundtot gemacht hat, obwohl er mit soviel Engelszungen redet, als eben Gemeinderäte zur Verfügung stehen. Zum Bilde eines Dichters paßt es nämlich kaum, diesen Herren, die doch wenigstens Männer sind, mit der huldvollen Versicherung „Ich bin stolz auf Sie" herablassend auf die Schulter zu klopfen und gleichzeitig die Herablassung hinterrücks so weit zu treiben, daß man plötzlich ganz erschrocken frägt, durch welche porta triumphalis die Manneswürde des vermeintlichen Dichters denn nun eigentlich verduftet sei. Nein, Herr Greinz bescheide sich. Es genügt nicht, daß man Watte in die Brust thut, um sich als Mannsbild in die Brust werfen zu können. Man kann nämlich dabei noch immer unsanft auffallen. Herr Greinz hat es erfahren müssen, wenn er auch noch so unempfindlich tut. Denn der still ertragene Vorwurf, seine sehr geehrten Herren vom Gemeinderate bei anderer Gelegenheit als „Stimmvieh" bezeichnet zu haben, ist immerhin so schlagend, daß keine Watte in der Brust und keine in den Ohren diese Blamage weicher zu betten vermag.

Die übrigens ein Mensch reichlich verdient hat, der als non plus ultra seiner Rechtfertigung und als letzten Trumpf dies rührende Bekenntnis ausspielt: „In meinem ganzen Leben ist noch nie eine Lüge über meine Lippen gekommen. So entsprechen auch die vorstehenden Darlegungen vollkommen der Wahrheit, sind die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit!" Es ist nur ein Glück, daß Herrn Greinz schwarz auf weiß nachgewiesen werden konnte, daß er Not-Lügen in diese Pauschal-Glorifizierung seines Wahrheitsfanatismus offenbar nicht einbezogen hat. Sonst stünden wir am Ende heute noch vor dem Dilemma: Wen hat Herr Greinz hier eigentlich vor Augen gehabt? Den Wirt an der Mahr, der sein Leben durch keine Lüge erkaufen wollte, oder jenes Bäuerlein, das auf die Frage, was es bei Gericht wolle, in schöner Herzenseinfalt bekennt: „Außischwören möcht i mi."

Nein, noch einmal: Herr Greinz bescheide sich! Er ist niemandem eine Aufklärung schuldig. Er unterlasse es, nach Sympathieen angeln zu gehen, von denen er fühlt, daß sie ihm mit Recht vorenthalten werden. Er begnüge sich mit der Ehrenmitgliedschaft des Tiroler Klubs in München, der den tiefen Eindruck, den die Thurnbach-Tragödie seinen Mitgliedern vermittelt, mit „trefflichen musikalischen Leistungen, fidelen Deklamationen und Ansprüchen (?)", kurz mit „feucht-fröhlichem Tun" und einer Festrede quittierte, die in „witzige Verse auf den Namen Greinz" ausklang. Da ich aber dieses Dichters Ruhm nicht schmälern möchte, so gebiete ich silentium und erteile dem Geist der Münchener „Jugend", Herrn Georg Hirth, das Wort:

Im Münchener Volkstheater wurde dieser Tage die „Thurnbacherin" von Rudolf Greinz unübertrefflich aufgeführt. Das strikte Gegenteil des jetzt so sehr wieder bewunderten Oedipus, da alles, was dieser arme Pechvogel an nächsten Verwandten und menschlichen Empfindungen, gewissermaßen auf einer Bestimmungsmensur zur Belustigung der Götter sündigen mußte, hier in dieser Tiroler Einödtragödie als Explosion wirklicher Leidenschaften, wirklicher unverzierter Menschen erscheint.

Wilde Liebe und wilder Haß zu einem verbrecherischen Knäuel zusammengepeitscht auf dem denkbar kleinsten Raum, in einer lawinenumbrausten Berghütte, wo keine Dichternamen genannt werden. Kein Kulturkampf, überhaupt keine Kultur, nur Menschen. Ganz modern: fünf unverbildete Personen, keine entbehrlich; ein Tag und eine Nacht, grimmige Selbstsucht und rasende Hingebung, Mord und Todschlag und liebetolles Schweigen zur Sünde, und noch einiges andere, das wir kannten, aber seit langem nicht so schäumend daherstürmen sahen, darunter auch die halsstarrige Ehrlichkeit, die hier der eigenen Schonung frech ins Gesicht schlägt. Ein Wildbachdrama aus

Urzeiten. Die furchtbare Lehre, daß starke Menschen, wenn sie um Liebe und Besitz ringen, sich eher als böse denn als gute Tiere gebärden. Stärkster Tiroler Tabak, nur für ausgepichte Sortenraucher. Mit einem Worte: „Antiödipodia". Mein Unrecht ist mein Recht. Eine Wildtrotzige, die auf die Frage „Glaubst du nun endlich an die Götter? nur die höhnende Antwort hat: „Ich pfeife auf ihre Belustigungen!" Das stärkste „Marterl", das unser Kassian Kluibenschädel gemacht hat.

Und dennoch verlassen wir das Haus nicht unmoralischer, im Gegenteil. Nur ganz anders als nach Oedipus, der uns nur Angst vor den frivolen Göttern und ihren Schicksalsfallen einflößt, nicht uns mahnt, die eigene Tiernatur zu bändigen. Armer Oedipus — Forscher, Liberaler, Modernist, zu viel, um unvernichtet zu bleiben.

Wahrlich, zu viel ist dies, um unvernichtet zu bleiben. Selbst die „Jugend" dürfte diesen Schlag kaum überwinden. Herr Hirth hat zwar von je mit jugendlicher Begeisterung offene Thüren eingerannt. Aber mußte er in seinen alten Tagen auch noch an das entschleierte Bild von Sais rühren und uns Herrn Kassian Kluibenschädel als den berufenen Antipoden des Sophokles verhüllen? Die Thurnbacherin als „Antiödipodin"? — Es mag Herrn Hirth ja meinetwegen als ein Zeichen tiefster Unkultur erscheinen, daß in einer „lawinenumbrausten" Berghütte keine Dichternamen genannt werden, nicht einmal der des — ach, noch immer viel zu wenig populären — Dichters der Tiroler Bauernbibel, die offenbar in keinem Herrgottswinkel fehlen soll. Aber ist dies ein Grund, anzunehmen, daß in dieser Einöd-„Hütte", deren Balken nachweislich weniger vom Ansturm der Lawinen als von der leidenschaftlichen Bethätigung ihrer Bewohner krachen, die höhere Philosophie zuhause ist? Herr Hirth scheint es zu glauben. Wie käme er sonst dazu, ein resolutes Bauernmensch, dessen Philosophie über die tiefgründige Erkenntnis „vom schönen G'sicht allein hat eins nix" bekanntlich nicht hinausreicht, in vorgerückter Stunde zu fragen: „Glaubst Du nun endlich an die Götter?" — „Ich pfeife auf Ihre Belustigungen", ist allerdings eine Antwort, die einer solchen Frage Ehre machte. Aber mir scheint, dem derber höhnenden Naturell der also Angeschwärmten entspräche eher die Entgegnung: „Ob i an Götter glaub? — Nit heut, Herr Hirth. Am Samstag!"

Im übrigen ist Herrn Hirth natürlich beizupflichten. Gewiß, dies „Wildbachdrama" ist stärkster Tiroler Tabak. Nur für „ausgepichte" Sortenraucher. Mit einem Worte: „Schuster-Cuba!" Herr Hirth nennt's halt auf seine Art, die uns nicht ganz geläufig ist. Habeat! Daß dieses Stück das stärkste „Marterl" ist, das „unser" Kassian Kluibenschädel verbrochen hat, ja daß man es getrost schon eine Marter nennen darf, so stark ist es gerathen —

dieser Meinung hab ich selbst schon letzthin, wenn auch rücksichtsvoller, Ausdruck verliehen. Und daß ein Kunsttempel, der diese Thurnbacherin als anbetungswürdiges Idol zur Schau stellt, seine andächtige Gemeinde nicht unmoralischer, sondern „im Gegenteil" sittlich ernüchtert entläßt, diese Ansicht dürften selbst jene fanatischen Gemüther theilen, die ihre Moral ausschließlich einer Welt entnehmen, deren Horizont — bis auf die Öffnung gegen das Publikum — mit Brettern vernagelt ist. Von mir aus auch mit Brettern, die die Welt bedeuten!

Wie es denn überhaupt das Geheimnis Hirth'scher Offenbarungen ist, daß sie desto gemeinverständlicher werden, je dithyrambischer sie sich geberden. Hingegen scheint es nachgerade kein Geheimnis mehr, daß Herr Hirth als privilegierter En-gros-Verschleißer Greinz'scher, eigener und ähnlicher Humore mehr Geld als Geist in seine „Jugend" gesteckt hat. Das kann er als alleiniger Herausgeber und unverantwortlicher spiritus rector seines Unternehmens natürlich halten, wie er will. Es bleibe ihm unbenommen, der Mitwelt zu verkünden, daß er mit Hilfe einer Flasche Likör den „Schlüssel zum Geheimnis des Lebens" entdeckt habe. Daß aber seine „Jugend" an galoppierendem Gehirnschwund einzugehen droht, ist eine Entdeckung, zu der nicht er, sondern seine fünf verantwortlichen Redakteure verpflichtet sind: Also: Wenn schon Herr Hirth vor allem an die Bändigung der eigenen Natur gemahnt sein will, warum thun ihm die Herren v. Ostini, Sinzheimer, Langheinrich, Matthäi und Ettlinger nicht endlich den Gefallen? Dazu sind sie zunächst berufen. Fehlt ihnen dazu die Courage, während sie das Muster-Trio Kassian Kluibenschädel, Nazi Semmelbacher und Karlchen mit den beaux restes des Jugendhumors unbedenklich auf Reisen schicken, so werden die Herren nicht lange mehr die peinliche Thatsache vertuschen können, daß in ihrem Redaktionskalender Matthäi nicht auf den Dritten, sondern auf den Letzten fällt.

Herr Greinz aber mag sich bei Herrn Hirth bedanken: Er ist nun endlich restlos entschleiert und markiert. Lieb Vaterland, magst ruhig sein: Die Thurnbach-Moid ist sakrosankt! Denn hält sie's auch mit ihrem Knecht und, wird sie schon mit Ach und Krach auf das Prokrustesbett der griechischen Mythologie gelegt, noch allenfalls mit Orpheus — mit Oedipus und den Göttern hält sie's nicht! Gott sei's gedankt, getrommelt und gepfiffen! Die Kirche bleibt im Haus, Forscher und Liberale bleiben drauß! Kurzum: Der ur-

zeitgemäße Tragiker Kassian Kluibenschädel kehrt Sophokles, dem modernistischen Votivtaferl-Dramatiker, mit Stolz den Rücken. Und siehe da: der Geist des langverkannten hellenischen Possenreißers erschien alsbald im Traum dem Geist der Münchner „Jugend" und flüsterte dem noch nicht verewigten Kollegen beherzt ins Ohr: Das also war des Pudels Kern? Ein „Antiödipode-l"? Der Kasus macht mich lachen!

Sprach's, schnitt eine ernsthafte Grimasse und band die tragische Maske, die er vor Herrn Hirth respektvoll gelüftet hatte, mit klassischer Seelenruhe wieder vor.

Ludwig von Ficker.

Soeben erschien:

**Richard Huldschiner**

# Die Nachtmahr

Roman

geh. M 3.50, geb. M 5.—, in Halbfranz M 6.50

Albert Langen / Verlag / München.

## „Observer"

**Unternehmen für Zeitungsausschnitte**
**Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4**
**Telephon Nr. 12801**

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Im Verlag Schuster & Loeffler in Berlin erschien:

**Pacificus Kasslatterer**

## Streusand drauf!

Preis geh. M 2.—.

Freiwillige Anzeige:

**Neuerscheinungen Herbst 1910.**

**Hans v. Hoffensthal, Hildegard Ruhs Haus.**
Novellen. — Egon Fleischel & Co. Berlin.
Preis geheftet Mark 3.—, gebunden Mark 4.50.

**Karl Schönherr, Glaube und Heimat.**
Die Tragödie eines Volkes.
L. Staackmann, Verlag, Leipzig.
Preis geheftet Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

**Albert von Trentini, Sieg der Jungfrau.**
Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.
Preis geheftet Mark 4.—, gebunden Mark 5.—.

Im

**Verlag der Tribüne, Berlin SW 68**

ist erschienen:

# Unkenrufe

## Aus dem Tümpel der Kultur

Satiren von **Emanuel.**

In Leinen gebunden 1 Mark.

**Bremer Bürgerzeitung.**
In Emanuels streitbarer Poesie mischt sich derber, frischer Volkshumor mit bitterer, bissiger Ironie und in mancher Strophe gelingts ihm auch, den typischen Wesenskern einzelner Tümpelfiguren blitzartig zutage treten zu lassen. . . . Es ist wert, vermerkt zu werden, wenn man unter den bürgerlichen Spöttern von heute einem begegnet, der nicht nur Schlamm und Moder, sodern darüber hinaus auch die neue Kraft und das neue Werden aufzudecken weiß, wie der Autor der Unkenrufe . . . und schon dieser Ausblicke wegen sei das Buch empfohlen.

**Saale-Zeitung, Halle a. S.**
Man kennt Emanuel von seiner Tätigkeit an der Berliner „Zeit am Montag". Seine Satire ist so kernig und frisch, der Humor so lebhaft, daß man sich bei dem Fluß der Verse u. der Urwüchsigkeit der Worte vortrefflich unterhält.

**Würzburger Journal.**
Wer sich an den Produkten gutgesinnter politischer Dichter oder an dem byzantinischen Lobhudel königstreuer Journalisten und Festredner den Magen verdorben hat, dem raten wir, als wirksames Gegengift in den nächsten Buchhandlungen das sauber gebundene Büchlein „Unkenrufe" zu kaufen und zu lesen.